

JOHN LESCROART

DER DEAL



Weltbild

Angeblich hat der junge Eddie Cochran Selbstmord begangen, aber Ex-Polizist Dismas Hardy glaubt nicht an diese Version. Bei seinen diskreten Ermittlungen stößt er auf sündige Verstrickungen und vertuschte Verbrechen.

Als Dismas die Drahtzieher der mörderischen Verschwörung aufspürt, beginnt ein dramatischer Wettlauf gegen das Böse...

Die Serienhelden von John T. Lescroart sind Dismas Hardy, ein früherer Polizist, Staatsanwalt und jetziger Anwalt sowie Abe Glitzky, ein Leitender Inspektor der Mordkommission.

Dismas Hardy und Abe Glitzky

1. Der Deal
2. Die Rache
3. Das Indiz
4. Das Urteil
5. Die Farben der Gerechtigkeit
6. Der Vertraute
7. Gnade vor Recht
8. So wahr mir Gott helfe
9. Die Anhörung
10. Der Schwur
11. Eherne Gesetz
12. Dünnes Eis
13. Das Motiv
14. Das Gesetz der Jagd
15. Mordverdacht
16. Schattenkampf

John T. Lescroart

Der Deal

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Marion Dolde

Weltbild

John Lescroart begann schon während seines Studiums in Berkeley mit dem Schreiben, entschied dann aber Rockmusiker zu werden und tourte mit seiner Band u.a. durch Europa. Nach einer schweren Krankheit und elf Tagen im Koma beschloss er, es noch ein letztes Mal mit einem Roman zu versuchen und eroberte mit seinem ersten Justizthriller auf Anhieb die US-Bestsellerlisten. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Bücher sind internationale Erfolge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Dead Irish.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by John T. Lescroart

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This
edition published by arrangement with Dutton, an imprint of Penguin Publishing Group, a
division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Marion Dolde

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-222-4

Für meine Mutter, Loretta Therese Gregory Lescroart, und wieder
einmal für Lisa, in Liebe

»Ich habe sicherlich mehr Männer gesehen, die durch ihren Wunsch, Frau und Kind zu haben und ihnen ein behagliches Leben zu bieten, zerstört worden sind, als solche, die der Alkohol zerstörte.«

WILLIAM BUTLER YEATS

Kapitel 1

Von seinem Platz direkt am Gang konnte Dismas Hardy deutlich erkennen, wie die Stewardess vom Boden abhob. Sie ließ sofort das Tablett fallen, auf dem seine Cola stand, doch merkwürdigerweise knallte es nicht herunter, sondern hing schwebend in der Luft und die Cola floss aus dem Glas und breitete sich in der Luft aus wie ein Fleck im Löschpapier.

Der Mann neben Hardy berührte dessen Ellbogen und sagte: »Wir sind tot.«

Hardy spürte die Hand des Mannes auf seinem Arm wie aus weiter Ferne. Es fiel ihm schwer, seine Augen von der schwebenden Stewardess abzuwenden. So plötzlich, wie sie emporgeschwungen war, prallte sie mit dem Tablett und der Cola wieder auf den Kabinenboden.

Zwei oder drei Passagiere schrien.

Hardy war der Erste, der seinen Sicherheitsgurt öffnete. Einen Augenblick später kniete er über der Stewardess, die zwar unverletzt zu sein schien, aber unter Schock stand und weinte. Sie hielt ihn fest, ihre Muskeln zuckten vor Angst oder vor Erleichterung und ihr Schluchzen wurde immer wieder von kurzen Pausen des Atemholens unterbrochen.

Zum ersten Mal seit viereinhalb Jahren spürte Hardy die Arme einer Frau um sich. Und damals, das war nur das eine Mal mit Frannie Cochran, geborene McGuire, nach einer Silvesterparty gewesen.

Der Pilot erklärte gerade, dass sie tausend Meter an Höhe verloren hätten, und erzählte irgendetwas über Windböen und Rückströmungen bei Jumbojets. Hardy löste sich sanft von der Stewardess. »Sie sind okay«, sagte er ruhig. »Wir alle sind okay.« Er blickte sich im Flugzeug um, sah die aschfahlen Gesichter, das verzerrte Lächeln, die Tränen. Er nahm an, dass seine Reaktion erst nachher einsetzen würde.

Fünfzehn Minuten später dockten sie am Gate auf dem Flughafen von San Francisco an. Hardy erledigte wortlos die Zollformalitäten und ging dann in die Tiki-Bar, wo er ein Glas Black and Tan bestellte, das in der alten irischen Heimat im Idealfall eine Mischung aus Guinness Stout und Bass Ale war. Die Mischung in der Tiki-Bar war nicht die ideale.

Als er das erste Glas halb geleert hatte, fühlte er, wie seine Beine

nachgaben, und grinste sich im Spiegel der Bar an. Dann fingen seine Hände an zu zittern und er legte sie in den Schoß und wartete, bis es vorüber war. In Ordnung, nun war er in Sicherheit. Nun hatte er wieder festen Boden unter den Füßen und konnte darüber nachdenken.

In gewisser Hinsicht war es schade, dachte er, dass die Maschine nicht abgestürzt war. Das hätte wenigstens eine Art Regelmäßigkeit ergeben – seine Eltern waren beide bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, als er neunzehn und im zweiten Jahr Student am Californian Institute of Technology gewesen war.

Ein Absturz wäre auch zeitlich genau richtig gekommen. Da weder Baja noch die zwei Wochen im Suff ihm geholfen hatten, sein Leben auf die Reihe zu bringen, gab es vielleicht einfach keine Lösung. Wenn das Flugzeug abgestürzt wäre, hätte er sich darüber wenigstens keine Sorgen mehr machen müssen.

Er hatte die Tage unter Wasser verbracht, bei den Riffs, wo die Cortezsee mit dem Pazifik zusammentrifft. Er hatte sich am Panzer einer Riesenschildkröte festgehalten und sich etwa zweihundert Meter von ihr ziehen lassen. Er hatte sich in eine Schule, eine Stadt, eine Landschaft springender Delfine gestürzt, obwohl sein Führer ihn gewarnt hatte, dass sie ihn töten würden. Nun, wenn er schon abtreten sollte, hätte er sich keine bessere Todesart vorstellen können.

Abends hatte er hoch über dem Meer im Finis Terra gegessen und Zitronensprudel getrunken. Er war mit Absicht allein nach Baja gekommen, obgleich sowohl Pico als auch Moses angeboten hatten, ihn zu begleiten. Aber wenn sie bei ihm gewesen wären, wäre er derselbe Hardy gewesen, der er auch in San Francisco war – mit einem schnellen, zynischen Mundwerk und einem Ellbogen, der geradezu für das Trinken geschaffen war. Er hatte diesem Hardy für eine Weile entkommen wollen und war einfach losgeflogen. Es war nicht sehr gut gelaufen, dachte er. Deshalb hatte er auch den Urlaub gebraucht.

Das Problem war nur, dass im Urlaub auch nichts allzu gut zu laufen schien. Er hatte einfach das Gefühl, dass er nicht mehr wusste, wer er eigentlich war. Er wusste, was er konnte – er war ein verdammt guter Barmixer, ein guter Dartwerfer und ein mittelmäßiger Holzschnitzer.

Er war außerdem geschieden, hatte der Marine angehört, war Polizist gewesen und Anwalt. Eine Zeit lang war er sogar Vater gewesen. Achtunddreißig und ein paar Monate und er wusste nicht, wer er wirklich war.

Er leerte das Glas. Ja, dachte er, es wäre gar nicht so schlecht gewesen, wenn das Flugzeug abgestürzt wäre. Nicht gut, nicht erstrebenswert, aber wirklich nicht die schlimmste Tragödie der Welt. Die hatte er bereits hinter sich.

Ein grauer Schleier verhüllte die zwanzig Häuserblocks ganz im Westen von San Francisco und breitete sich von der Mitte der Golden Gate Bridge bis hinunter nach Daly City aus. Der Nebel erstreckte sich auf ein Gebiet, das nicht größer als vielleicht sieben Quadratkilometer war, aber in diesem Gebiet waren Böen mit Windstärken von fünfzig Stundenkilometern nicht selten und die Temperatur lag sechs Grad unter der Temperatur des übrigen Teils der Stadt. Nirgendwo konnte man weiter sehen als einen halben Häuserblock und heftige Windstöße eiskalten Nieselregens wehten wie feindselige Geister über die schaurige Szenerie.

Fast genau in der Mitte dieses Nebels befand sich ein gedrungenes, einstöckiges Holzhaus, ungefähr fünfzig Meter vom Bürgersteig abgesetzt. Als Hardy es kaufte, hatte er gedacht, dass es exakt so aussah wie das Haus, das ein Matrose gebaut hätte für eine Tochter, die er nie sehen würde, da er ständig unterwegs war in tropischen und sonnigen Gefilden. Es war ein Haus, das sich an warme Sommer zu erinnern schien, mit einer kleinen, weißen, umzäunten Veranda im Fachwerkstil über drei gemauerten Stufen und einem weißen Erkerfenster zur Bucht hinaus.

Das Haus wirkte durch die halbhohen Apartmenthäuser zu seiner Linken und Rechten fast zwergenhaft, deplatziert und verwundbar. Vor den Fenstern neben der Veranda beugte sich ein kleiner Wacholderbusch, als suche er Schutz vor der Kälte, zu Boden. Der übrige Bereich vor dem Haus, wo einst ein Garten hätte sein können, war verödet. Der Rasen selbst war grün und etwas zu hoch gewachsen.

Hardy saß in seinem Büro im hinteren Teil des Hauses. Die Rollos

waren heruntergezogen und im Kamin brannte ein Feuer. Es war der erste Montag im Juni.

Hardy nahm einen Dartpfeil und warf ihn auf das Board an der Wand gegenüber. Er langte nach seiner Pfeife, hielt inne und lehnte sich zurück. Der Wind peitschte gegen das Fenster, ließ es erzittern.

Hardy stieß sich von seinem Schreibtisch ab und ging seine Dartpfeile holen. Am Kamin blieb er kurz stehen, um die bläulich brennenden Kohlen zu schüren. Er trug eine schmutzige alte Kordhose, einen blauen Pullover und dicke graue Socken. Er stellte ein paar seiner Flaschenschiffe auf dem Sims zurecht und wischte den Staub von einer seiner Fossilien.

Es schoss ihm durch den Kopf, dass die durchschnittliche Temperatur im gesamten Universum, einschließlich aller Sonnen, Sterne, Planeten, Monde, Kometen, Schwarzen Löcher, Quasare, Asteroiden und Lebewesen, weniger als ein Grad über dem absoluten Nullpunkt lag. Er glaubte es. Vor drei Wochen war er aus Cabo zurückgekehrt.

Er hörte die Klappe seines Briefkastenschlitzes zuschlagen, die Spätzustellung am Montag. Wie immer war seine Post ein Witz. Er hätte sich fast schon über eine Rechnung gefreut, nur um etwas an ihn persönlich Adressiertes zu bekommen. Es kamen aber lediglich eine Einladung, Mitglied in einem Reiseclub zu werden, ein Sonderangebot für die Reinigung von Teppichen (nur 6,95 Dollar pro Zimmer, Mindestauftragswert drei Zimmer – vielleicht kein schlechtes Angebot, wenn er Teppiche gehabt hätte), eine Probetube irgendeiner neuen Zahnpasta, eine Zeitung mit kostenlosen Anzeigen, zwei Briefe an den Vorbesitzer seines Hauses, der fast sechs Jahre zuvor ausgezogen war, und eine Postkarte, auf der nach einem vermissten Kind gefragt wurde.

Er öffnete eine Dose Haschee und füllte den Inhalt mit einem Löffel in eine schwere, gusseiserne Bratpfanne. Als die Masse sich gut am Pfannenboden abgesetzt hatte, schob er einen Pfannenheber darunter und wendete sie fast am Stück. Nachdem er drei Löcher hineingedrückt hatte, schlug er ein Ei in jedes Loch, deckte die Pfanne ab und ging zum Aquarium in seinem Schlafzimmer, um die tropischen Fische zu füttern.

Er ging in die Küche zurück und schlug den Sportteil einer Zeitung auf. Die Giants hatten genug home runs geschafft, um wirklich und

endlich zu Hause zu sein. Gute Nachricht, um die Gespenster in Schach zu halten.

Er aß langsam und gedankenverloren das Haschee und die Eier aus der Pfanne. Als die Bratpfanne leer war, stellte er sie zurück auf den Herd und streute Salz hinein, bis der Boden bedeckt war. Er drehte die Flamme darunter auf die höchste Stufe. Als die Pfanne zu qualmen begann, nahm er die Drahtbürste, die hinter dem Herd hing, und schabte unter dem Salz die Reste weg. In zwanzig Sekunden war die Pfanne blitzblank sauber. Er wischte sie mit einem Papiertuch aus und ließ sie auf dem Herd stehen.

Er hatte diese Pfanne schon länger als alles andere, was er besaß. Sie war der einzige Haushaltsgegenstand, den er mitgenommen hatte, als seine Ehe mit Jane zu Ende war. Wenn er sie richtig pflegte – kein Wasser, kein Spülmittel –, würde sie ein Leben lang halten. Das war eine der wenigen Tatsachen, derer er sich absolut sicher war, und deshalb gestattete er sich keinen Pfusch mit der Pfanne.

In seinem Schlafzimmer zog er einen dreiviertellangen grünen Matrosenmantel und Stiefel über und setzte eine unförmige blaue Matrosenkappe auf. Er nahm noch schnell eine Pfeife aus dem Gestell auf seinem Schreibtisch und riskierte einen Blick nach draußen, aber es war, als ob jemand eine Mauer aus Schieferplatten errichtet hätte.

Die Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, ging er mit hallenden Schritten durch das Haus, als kämpfe er gegen einen Sturm an. Als er den Lichtschalter im Flur betätigte, gab es einen Knall und einen Blitz, dann wurde es wieder dunkel.

Während er in Cabo gewesen war, war das Holz der Eingangstür aufgequollen. Normalerweise erledigte Hardy die Schreinerarbeiten, die anfielen, aber er war noch nicht dazu gekommen, die Tür zu glätten.

Er musste zweimal heftig an ihr ziehen, bis sie nachgab. Während er einen Augenblick im Flur stand und über die Launenhaftigkeit der Natur nachdachte, sog er an der kalten Pfeife. Dann trat er in den wirbelnden Sprühregen hinaus.

Auf dem Weg zum Candlestick-Park überlegte er, ob er am Steinhart-Aquarium anhalten sollte, um Pico zu fragen, ob der ihn begleiten wolle. Aber er entschied sich dagegen. Pico würde über seine große

Schwäche reden – über den Wunsch, einen lebendigen, großen Hai für das Aquarium zu bekommen. Vor langer Zeit hatte Hardy geholfen, die traumatisierten Haie, welche die Fischerboote hereinbrachten, zu »führen«, um sie dazu zu bringen, selbst wieder zu schwimmen. Keiner von ihnen hatte es jemals geschafft und Hardy half jetzt nicht mehr dabei.

Er tat so etwas überhaupt nicht mehr. Seiner Meinung nach konnte man auf alles Mögliche seine Hoffnung setzen, doch auf die Hoffnung selbst setzten nur Narren.

Wie Hardy oft sagte: »Ich mag zwar ein bisschen dämlich sein, aber ich bin kein Narr.«

Kapitel 2

Der Mexikaner in der ersten Reihe auf dem oberen Rang, zwei Blöcke von dort entfernt, wo Hardy saß, sah nach Ärger aus. Er wog wahrscheinlich zweihundertfünfzig Pfund. Ohne Hemd, mit einem roten Halstuch, das er um den Kopf gebunden trug, und dem großen, fleischigen Arm, den er um eine untersetzte Lateinamerikanerin gelegt hatte, wirkte er wirklich abschreckend.

Soweit Hardy mitgezählt hatte, hatte sich der Kerl zunächst den Inhalt von einem Dutzend großer Bierdosen einverleibt, und da der Verkäufer seit dem Ende des vierten Innings nicht mehr vorbeigekommen war, schwenkte er eine fast leere Halbliter-Flasche Brandy in seiner freien Hand. Der gesamte obere Rang roch außerdem nach Marihuana.

Hardy hatte seine Eintrittskarte von Jimmy Deecks bekommen, einem Polizisten, der in Zivil zusätzlichen Dienst auf dem zweiten Rang tat. Es war meistens ein leichter Job; man musste lediglich mit den spekulierenden Schwarzhändlern die Unterlagen tauschen – sie gaben einem die Karten für das Spiel und bekamen dafür Vorladungen. Ab und zu wurde ein Betrunkener in die Ausnüchterungszelle gebracht. Gelegentlich, wie heute Abend, als Hardy auftauchte, gaben sie einem alten Kumpel eine der für den Weiterverkauf bestimmten Karten. Und man bekam ein gutes Baseballspiel zu sehen.

Hardy wusste aber auch, dass man manchmal Arbeit bekam, beispielsweise, wenn ein Typ unbedingt beweisen musste, dass er das größte Arschloch auf Erden war. Hardy hatte so ein Gefühl heute Abend, was diesen Kerl dort betraf. Jimmy würde seine Brötchen verdienen müssen.

Obwohl die Sonne noch nicht ganz untergegangen und der Himmel noch immer blau war, waren die Lampen schon an. Das Arschloch stand auf, fuchtelte mit seinen Armen herum und versuchte so, die Aufmerksamkeit des Bierverkäufers auf sich zu ziehen. Er schrie »Cerveza«, offen gesagt, als ob ihn jemand mit Bierentzug quälen würde. Wie ein Nebelhorn. Einige Spieler auf dem Spielfeld schauten hinauf, um zu sehen, wer solchen Lärm machte.

Hardy schaute sich um und fragte sich, wann Deecks und sein

Partner den Kerl festnehmen würden. Plötzlich schlug das Arschloch den Fan, der hinter ihm saß. Der Fan schlug zurück, verfehlte ihn und traf einen anderen am Kopf, sodass dieser das Gleichgewicht verlor. Das veranlasste dann einige andere, sich einzumischen. Ein paar Frauen schrien.

Die Menge dort oben tobte natürlich. Was für ein passender Zeitpunkt! Eine Zugabe während des Spiels! Hardy verließ seinen Platz. Jimmy Deecks hin oder her, dieser Mist musste aufhören.

Aber dann sah er Jimmy die Treppe hinunterlaufen und dabei seinen Knüppel ziehen; kein Partner in Sicht.

Die Mexikanerin zog am Arm ihres Mannes, damit er aufhörte, aber es mischten sich nun drei oder vier andere Männer ein und das Arschloch schrie einfach nur und schlug blindlings um sich. Jimmy piff vergeblich auf seiner Trillerpfeife. Hardy versuchte, weiter an den Sitzen vorbeizukommen, aber immer mehr Leute traten näher heran, um sich den Spaß anzusehen.

»In Ordnung, genug, hören Sie auf, lassen Sie das.« Er hörte Jimmys Worte, die gleichen, die immer gesagt wurden, die gleichen, die nie funktionierten. Die Dinge fingen an, sich zu beruhigen, als Jimmy mit dem Knüppel ein paar leichte Schläge auf die Schultern ringsum verteilte.

Hardy, der nun versuchte, über einige Sitze hinüberzuklettern, sah, dass nur noch das Arschloch stand. Seine Frau zog ihn am Arm und starrte Jimmy Deecks an.

»Los jetzt, lass uns runtergehen.«

Die Stimme der Vernunft. Hardy liebte sie. Sein Blick traf sich kurz mit Jimmys. Er sah, wie Jimmy sich auf die Frau konzentrierte, einen Verbündeten suchte. »Nehmen Sie ihn mit nach unten und dann gehen Sie nach Hause, ja? Was halten Sie davon?«

Das Arschloch starrte weiter zornig vor sich hin. Die Frau zog erneut an seinem Arm und er schaute dann zu ihr hinunter, als ob er gerade daran erinnert worden wäre, dass sie dort war. Ganz unerwartet schlug er ihr mit dem Handrücken ins Gesicht.

»Halt den Mund!« Dann noch etwas auf Spanisch.

Hardy kam nicht durch die Menschenansammlung, die sich gebildet

hatte. Jimmy verdrehte Hilfe suchend die Augen und öffnete dann sein Pistolenhalter. Obwohl es eigentlich nicht empfohlen wurde, seine Waffe in einem Stadion voller Fans zu ziehen, schien es in diesem Moment seine Wirkung zu tun; das Arschloch schien vergessen zu haben, was gerade geschehen war. Er schaute an Jimmy Deecks vorbei und begann wieder nach Bier zu schreien.

Das war alles, was Jimmy an Ablenkung brauchte. Er trat an den Mann heran und schlug ihm fest von der Seite gegen den Kopf, gleich über dem Ohr. Der Mann fiel sofort seitlich zu Boden.

Es gab einen herzlichen Beifall von der Tribüne. Die Frau, deren eigene Nase blutete, beugte sich über das Arschloch und schaute, ob er in Ordnung war.

Jimmy wandte sich erneut mit einem Hilfe suchenden Blick zu Hardy um.

Jemand schrie und warnte ihn. Er drehte sich um, als das Arschloch sich gerade gegen ihn werfen wollte. Dafür, dass der Kerl betrunken, voller Rauschgift und wahrscheinlich ziemlich durcheinander war, war er sehr kräftig. Jimmy wich der Hauptwucht des Angriffs zwar aus, fiel aber dennoch nach hinten über einige Sitze. Das Arschloch stand schon wieder, flink, wie er trotz allem war, und wich auf die Treppe zurück.

Hardy sah, wie Jimmy sich duckte und mit seinem Knüppel weit ausholte, als der Mann erneut auf ihn losging. Er traf ihn oben im Genick, hatte wahrscheinlich auf die untere Kante des Stirnbands gezielt und traf dieses nun auch. Der Mann stürzte hinunter zum Geländer, knallte dagegen, beugte sich darüber, schwankte hin und her, beugte sich etwas weiter hinüber und verschwand schließlich fast in Zeitlupentempo vom zweiten Rang.

Abe Glitsky überlegte, wie seine Chancen standen.

Er war einer von 1780 Polizisten in San Francisco. Die Wähler hatten in ihrer Weisheit gerade ein Referendum des Bürgermeisters zurückgewiesen, in dem eine Erhöhung der Anzahl der Polizisten in der Stadt, beziehungsweise im County, um zweihundert Beamte gefordert worden war. Die Ablehnung war vollkommen unerwartet gekommen, nachdem viele der neuen Beamten bereits eingestellt worden waren,

was bedeutete, dass sie nun wieder entlassen würden.

Abes Ansicht nach war es jedoch noch schlimmer, dass die ganzen Beförderungen, für welche die Neueinstellungen die Grundlage gebildet hatten, jetzt widerrufen wurden. Wie üblich in der Bürokratie, ging man nach dem Prinzip »Wer zuletzt kommt, geht zuerst« vor. Die Beamten mit den wenigsten Dienstjahren würden zurückgestuft werden, für Raubüberfälle zuständige Inspektoren würden wieder als Sergeanten am Schreibtisch sitzen, Sergeanten am Schreibtisch würden wieder auf Streife gehen, die Männer vom Morddezernat würden wieder für die Sitte oder Raubüberfälle zuständig sein. Und all das nur, weil die Bürger dieser rauen Stadt dachten, dass zu viele Polizisten aus der Gemeinde einen Polizeistaat machen würden.

Glitskys Schreibtisch stand in einem kleinen, abgeteilten Raum aus schallgedämpften Holzfasertafeln. Er hatte ein Fenster mit Blick auf die Oakland Bay Bridge und seine eigene Kaffeemaschine – sechseinhalb Quadratmeter vom reinsten Luxus, die Nebenfrüchte seiner Dienstjahre.

Er nahm einen kleinen Schluck kalten Kräutertee und dachte, dass er vielleicht nach Los Angeles umziehen, Frau und Kinder mitnehmen und irgendwo hingehen sollte, wo man an die Durchsetzung der Gesetze glaubte. Er hatte gehört, dass dort unten die Anzahl der Polizeibeamten um eintausend erhöht wurde. Eintausend! Er stellte sich die Zahl vor. Und niemand, der bei Verstand war, würde behaupten, dass Los Angeles von Polizisten überschwemmt wäre. Es war bekannt, dass die halbe Stadt von Banden kontrolliert wurde; eintausend zusätzliche Polizisten würden wahrscheinlich nicht das Geringste ausrichten. Und hier in San Francisco brachte schon ein Fünftel davon die Leute auf Gedanken an Mussolini.

Abe verstand es nicht.

Er sollte wirklich nach Hause gehen, dachte er. Dem entkommen. Die Atmosphäre beim Morddezernat, außerhalb dieses Büros, war schlecht. Drei neue Männer, alle gerade befördert, wussten, dass sie die Leiter wieder herabsteigen würden. Und das geschah in jeder Abteilung, weshalb es momentan das reinste Vergnügen war, in diesem Gebäude zu arbeiten.

Um die Dinge noch komplizierter zu machen, ging Glitskys

Vorgesetzter, Lieutenant Joe Frazelli, in den Ruhestand. (Natürlich würden somit nur zwei von den drei neuen Männern, die auf die Liste der Degradierung gesetzt worden waren, wieder auf ihre alten Stellen zurückgehen müssen. Einer würde im Morddezernat bleiben. Wunderbare Voraussetzungen für die Zusammenarbeit unter den Neulingen.)

Abe war zusammen mit Frank Batiste und Carl Griffin Anwärter auf Frazellis Posten, der zu neun Zehnteln aus Verwaltungsarbeit bestand und einen von der Straße holte, was aber keiner von den drei Männern wollte. Doch es gab noch andere Aspekte wie Macht und – was nicht unwichtig war – Geld. Außerdem war es wieder eine Sprosse höher auf der Leiter zum Captain, vielleicht zum Chief, und wie die meisten Polizisten wollte auch Glitsky nach oben kommen.

Aber es war nicht leicht, einerseits schwarz und andererseits Jude zu sein. Manchmal, wenn seine Paranoia hochkam, wunderte er sich, dass er es überhaupt so weit, also bis zum Inspektor des Morddezernats, gebracht hatte. An gewissen Tagen dachte er, es wären ihm überhaupt keine Grenzen gesteckt – er war ein guter Polizist, er kannte sich aus, er konnte andere führen.

Aber wenn er ehrlich war, musste er zugeben, dass es einige Probleme gab. Erstens wusste er, dass er Untersuchungen leiten konnte, aber Probleme bei der Zusammenarbeit mit den anderen hatte. Von den vierzehn Polizisten aus dem Morddezernat arbeiteten nur zwei allein und er war einer von den beiden. Er sagte sich, dass es eben so passiert sei, aber insgeheim wusste er, dass er auf diese Weise das Problem umgangen hatte.

Er war vor vier Jahren befördert worden, als sich ein des bewaffneten Raubüberfalls Verdächtiger – J. Robert Ronka, den Fall würde er nie vergessen – auch als Frauenmörder entpuppt hatte. Frazelli hatte es gefallen, wie er bei dem Fall vorgegangen war, und er hatte ihm einen weiteren heißen Fall gegeben, sobald er – Glitsky – zum Morddezernat versetzt worden war. Zu dem Zeitpunkt hatte es keine freien Partner gegeben, deshalb hatte Frazelli ihn gefragt, ob er etwas dagegen hätte, wieder allein zu arbeiten, bis jemand aus dem Urlaub käme, kündigte oder befördert wurde, sodass ein zweiter Beamter frei

würde, mit dem er ein Team bilden könne. Dann werde er Glitsky diesen Mann als Partner geben.

Danach allerdings hatte Abe ihn nie gedrängt und es war nie passiert. Und jetzt, dachte er, würde die Tatsache, dass er niemandem besonders nahestand, seiner Karriere schaden können.

Aber das war nicht so schlimm wie das andere Problem – die Sache mit der Hautfarbe. Die Polizei von San Francisco hatte zwei Gewerkschaften – eine für weiße Beamte und eine für nicht weiße Beamte. Und Abe wäre verdammt, wenn er irgendeinen Quoten-Quatsch nutzen würde, um nach oben zu kommen. Wenn er es endlich zum Captain beziehungsweise Chief gebracht hätte, wollte er damit nicht im Geringsten etwas zu tun haben, und bis jetzt, dachte er, hatte er es ja auch vermieden.

Der Haken an der Sache war nur, dass einige schwarze Polizisten ihn nicht mochten, weil er die hart erkämpften Rechte ablehnte. Und viele der weißen Kollegen wollten nicht glauben, dass er als Schwarzer keine Sonderrechte hatte, egal, was er dazu sagte. Zum Teufel, er hatte eben keinen Partner!

(Die Tatsache, dass der andere Beamte ohne Partner, McFadden, weiß war, stand in keinem Bezug, da jeder wusste, dass McFadden einfach ein elender, gemeiner Hund war, der jeden und alles hasste. Er würde nicht mal mit seiner eigenen Mutter zusammenarbeiten und seine Mutter würde nicht mit ihm zusammenarbeiten wollen.)

Irgendwo draußen im Hauptraum klingelte ein Telefon. Glitsky konnte drei von vielleicht fünf Männern sehen, die an ihren Schreibtischen Papierkram erledigten. Die Sekretärinnen waren alle verschwunden. Es war beinahe neun Uhr an einem Montagabend.

Frazelli war nach Hause gegangen. Abe und Griffin hatten Innendienst. Abe stand müde auf, streckte sich und ging zum Eingang seines Büros. Griffin, drei Büros weiter, steckte seinen Kopf genauso heraus. Sie nickten einander träge zu.

Wie Abe befürchtet hatte, war es das Diensttelefon. Einer der Neuen ging rüber und nahm den Hörer ab, hörte eine Minute lang zu und deckte dann die Sprechmuschel mit der Hand ab.

»Hat jemand Lust auf eine Leiche?«, fragte er.

Abe wollte nach Hause. Er arbeitete an vier aktuellen Mordfällen und an einem, den er seit sechzehn Monaten verfolgte. Auf der anderen Seite hatte er auch schon mal mehr am Hals gehabt und er strebte den Lieutenant an. Er trat aus seinem Büro. »Willst du eine Münze darum werfen?«, fragte er Griffin.

»Wo ist es?«, fragte Griffin den Neuen.

»Candlestick-Park-Stadion.«

»Nein. Baseball ist langweilig«, sagte Griffin.

»Gut, ich übernehme das«, sagte Abe. Ihm gefiel der Gedanke gar nicht. Griffin hätte sich auch darauf stürzen sollen. Und was er gesagt hatte, schien persönlich gemeint zu sein. Irgendetwas ging hier vor.

Abe gefiel das nicht.

Die Giants besiegten die Phillies mit 4:3.

Nach dem letzten Aus blieb Hardy auf seinem Platz, trank Bier und wartete ab, bis sich die Menschenmenge aufgelöst hatte. Sie hatten nach dem achten Inning wie immer aufgehört, Bier zu verkaufen, und er war kurz vorher noch einmal losgegangen und hatte drei Dosen gekauft, die bis zum Ende des Spiels reichten. Er hatte immer noch eine – geöffnet, aber unangetastet – in der tiefen Tasche seines Mantels.

Sie ließen die Flutlichter an. Hardy blinzelte hinunter zu der Stelle, wo der Mann abgestürzt war. Sie hatten das Spiel im siebten Inning unterbrochen, mittendrin, als die Giants gerade ihren Siegeszug antraten, als sie zwei Männer im Spiel hatten, keinen draußen, und Will Clark der Nächste war.

Die meisten Zuschauer waren gegangen. Jetzt waren fast nur noch Polizisten da, deshalb stand er auf und wanderte durch die Sitzreihen, trank dabei sein Bier.

Der Bereich war mit gelbem Band abgesperrt. Deecks saß zusammengesunken da, seine Beine über den Sitz der Reihe vor ihm baumelnd.

Der Jaguar – Rafe Cougat, Deecks Partner – sprach mit einem der Spezialisten. Sie waren dabei, den Abtransport der Leiche vorzubereiten.

Hardy spürte eine Hand auf seiner Schulter und drehte sich um.

»Abraham, Mensch«, sagte er. Dann kam ihm der Gedanke: »War das Mord?«

Abe Glitsky grinste und die Narbe auf seinen Lippen hellte sich auf. Vor fünfzehn Jahren waren er und Hardy zusammen Streife gelaufen. Sie schrieben sich immer noch Weihnachtskarten.

»Hast du gesehen, wie es passiert ist?«, fragte Abe.

»Nein. Ich habe dem Spiel zugeschaut.«

»Immer noch vom Verbrechen fasziniert, wie?«

Gegen Hardys Willen wurmte ihn der Sarkasmus. »Ich lese den Sportteil, manchmal den Teil über richtige Ernährung. Die Ereignisse des Tages erlebe ich in der Bar.«

Glitsky schüttelte den Kopf. »Diese niedrigen Geländer«, sagte er.

»Ich meine, man sieht immerzu, wie sich die Jugendlichen bei Fouls darüberlehnen. Sie sollten Netze oder irgendetwas anbringen.«

Drei Männer hoben den Leichensack an und trugen ihn über die Sitze fort. Eine andere Gruppe wartete auf der Betontreppe. Der Leichenwagen stand oben an der Rampe.

»Ich bin irgendwie überrascht, dass du dir die Mühe machst herzukommen, um dich darum zu kümmern.«

Hardy zog ein wenig seine Schultern hoch. »Paraden«, sagte er. »Ich kann nicht genug davon bekommen.« Ein Block Sitze trennte sie vom Rest der Gruppe. Hardy fragte Abe, warum er gekommen war, wenn es kein Mord war.

Glitsky presste die Lippen zusammen und dachte einen Augenblick nach. »Eine lange Geschichte«, sagte er schließlich. »Politik.«

»Du? Ich dachte, damit hättest du nichts zu tun.«

Glitsky verzog das Gesicht. »Ich war früher der Ansicht, dass man die Politik braucht, um voranzukommen. Jetzt braucht man sie, um an derselben Stelle zu bleiben.«

Hardy trank von seiner vorletzten Dose Bier. »Man kommt an den Punkt, an dem es zu viel Stress wird.«

»So leben die Menschen, Diz«, antwortete Glitsky. »So bleibst du am Leben.«

Hardy nahm ohne Hast einen langen Schluck. »Wirklich?«

Glitskys Nasenflügel weiteten sich. Sie waren am abgesperrten Bereich

angekommen, waren aber immer noch nicht bei den anderen, beim Leichenwagen. »Ja, wirklich. Ich habe eine Frau und drei Kinder. Was soll ich machen?«

Die heftige Reaktion erschreckte Hardy. »So sehr fühlst du dich eingengt, Abe?«

»Ich weiß nicht, wie ich mich fühle. Ich versuche, meine Arbeit richtig zu machen und nicht das zu verlieren, was ich habe.«

»Und das ist dein Problem«, sagte Hardy und versuchte, das Gespräch etwas aufzulockern. »Du hast etwas, das dir am Herzen liegt.«

Der Leichenwagen fuhr vorbei. Deecks und der Jaguar folgten ihm und unterhielten sich leise. Einer der Spezialisten kam herauf und sagte etwas zu Glitsky. Er hörte zu, nickte einmal und ging wieder weiter.

»Aber um deine Frage zu beantworten«, sagte er, »nein, dies war kein Mord. Das liebenswürdige Opfer hat sich am Geländer ein bisschen zu sehr begeistert. Deecks wird einen Bericht schreiben. Ende der Geschichte.«

»Und warum bist du dann rausgekommen?«

Glitsky sog mit zusammengepressten Zähnen Luft ein. »Weil ich wie du, Diz, von allen Aspekten der Polizeiarbeit fasziniert bin.« Er wies mit einem Finger auf Hardys Dose. »Gibst du mir was davon ab?«

Hardy nahm das Bier, das er in Reserve hatte, aus seiner Tasche. »Pfadfinderausbildung. Sei allzeit bereit.«

Sie verließen das Stadion und gingen den Cardiac Hill hinunter, beide tranken ihr Bier. »Ist die Politik wirklich so schlimm?«, fragte Hardy.

»Ich weiß nicht. Vielleicht bin ich nur ein bisschen durcheinander heute Abend. Müde. Als dieser Anruf reinkam, wollte ich gerade nach Hause gehen.«

»Dann geh jetzt nach Hause.«

»Ja.«

Sie erreichten Glitskys grünen Plymouth. Hardy kippte seine Dose. »Ist dir schon mal aufgefallen, dass Bier hier nie warm wird? Das ist das Tolle an diesem Stadion.«

Glitsky kniff die Augen zusammen und schaute durch den Nebel auf die Bucht. »Nichts wird hier warm.« Er stand bewegungslos da und wartete vielleicht auf ein Zeichen. »Ich werde mich noch mal auf der

Wache melden«, sagte er plötzlich.

Hardy setzte sich auf die Motorhaube, wartete und überlegte. Warum meldete sich Abe noch mal auf der Wache, wenn er schon vor fünf Stunden zu Hause bei seiner Frau und den Kindern hätte sein sollen? Hardy glaubte nicht, dass irgendjemand so eifrig sein musste.

Aber als Glitsky in den Wagen stieg, lächelte er sein mattes Lächeln, das seine Narbe breiter machte. »Geschieht dem Hund ganz recht«, sagte er.

»Wem?«

»Dem Kerl, dem ich das hier zu verdanken habe.« Er wies hinter sich auf das Stadion. »Zwei Minuten, nachdem ich weg war, hat er selbst einen richtigen Mord bekommen. Wird ihn wohl die ganze Nacht auf den Beinen halten.« Das Lächeln wurde noch verkniffener. »Weißt du, Diz, ich denke, ich schau' mal besser, was er macht.«

»Das klingt grausam, Abe.«

»Ja, muss es wohl.«

Sie saßen auf den Vordersitzen und warteten ab, bis Glitsky durchgestellt wurde. »Carl? Abe hier. Was liegt an?«

»Warum willst du das wissen?«

»Ich bin hier fertig. Ich dachte, du willst vielleicht Hilfe.«

Hardy hörte, dass sich die Stimme auf der anderen Seite veränderte. »Ich brauche keine Hilfe, Abe.«

»Ich sagte ›wollen‹, Carl. Nicht ›brauchen‹.«

Pause. »In Ordnung. Tut mir leid. Nein, wir haben alles unter Kontrolle.«

»Was ist passiert?«

»Ein männlicher Weißer, Mitte zwanzig, heißt vermutlich Cochran, Edward. Einmal in den Kopf geschossen ...«

»Frag, wo es ist«, sagte Hardy.

»Was? Einen Moment«, sagte Abe ins Funkgerät.

»Frag, wo es ist«, wiederholte Hardy. »Ich kenne einen Ed Cochran. Hoffentlich ist er es nicht.«

Der Neuling, Giometti, kam vom Zaun am Kanal zurück.

»Bist du in Ordnung?«, fragte Griffin.

Der Junge versuchte, tapfer auszusehen, sogar zu lächeln, aber es funktionierte nicht. Er sah selbst in dem unnatürlichen, grellen Licht der Lampen, die für die Leute von der Spurensicherung, der medizinischen Abteilung und für die Fotografen aufgestellt worden waren, aschfahl aus. Seine Unterlippe hing lose herunter, als ob er geschlagen worden und die Lippe angeschwollen wäre. In seinen Augen war immer noch dieser wässrige Blick, den einige Menschen bekommen, nachdem sie sich übergeben haben.

»Tut mir leid«, sagte er.

Griffin wandte sich wieder der Leiche zu. »Passiert jedem. Du gewöhnst dich dran.«

Nein, dachte er, das war nicht wahr. Man gewöhnte sich nie daran. Man veränderte sich nur so, dass man nicht mehr so reagierte wie am Anfang. Dein Magen will sich immer noch in dir umdrehen, du hast immer noch das Gefühl des Schwindels, der Benommenheit und des klaffenden Abgrunds, als ob du zusammenbrichst. Aber wenn du weiter beim Morddezernat arbeiten willst, musst du dieses Gefühl verdrängen.

Vielleicht beobachtest du Kleinigkeiten genauer, sodass du das Gesamtbild, von dem dir schlecht wird, nicht siehst. Oder du leugnest alles und machst dir einfach nichts mehr aus dem Blut – wie es die Polizisten im Fernsehen so gut können. Oder du schaust einfach hin, sagst ›in Ordnung‹, konzentrierst dich auf deine Arbeit und spülst es später mit Alkohol runter. Griffin wusste Bescheid. Doch er legte seine Hand auf die Schulter seines neuen Partners und wiederholte: »Du gewöhnst dich dran.«

Die Leiche lag auf der Seite, war inzwischen mit einem Tuch zugedeckt. Giometti kniete neben ihr nieder.

»Du solltest ihn dir aber nicht noch einmal anschauen«, sagte Griffin.

»Ich glaube, das wäre besser.«

»Er hat sich nicht verändert. Komm, steh auf. Nimm die Fotos, wenn du dich daran gewöhnen willst.«

Giometti holte Luft, überlegte kurz und richtete sich auf, ohne das Tuch anzuheben. »Warum hat er das getan?«

»Was?«, fragte Griffin.

»Sich so umbringen, hier draußen. Wo nichts ist.«

Sie befanden sich auf einem relativ großen Parkplatz zwischen zwei Bürogebäuden am China Basin. In der Mitte des Parkplatzes stand ein Wagen, der auf Edward Cochran zugelassen war. Wahrscheinlich war das der Name des Toten. Der Wagen sollte vom Abschleppdienst zum städtischen Parkplatz übergebracht werden. Griffin und Giometti hatten ihn sich angeschaut und nichts Ungewöhnliches festgestellt, außer der Entfernung zwischen Wagen und Leiche.

»Warum glaubst du, dass er sich umgebracht hat?« Griffin war nicht umsonst der Dienstälerer hier. Der Junge brauchte ein paar Lektionen.

Giometti zuckte mit den Schultern. »Das ist doch offensichtlich, meinst du nicht? Der Zettel ...?«

»Der Zettel?«, schnaubte Griffin. Er wusste nicht, was es war, aber diesen Zettel ein Selbstmordbekenntnis zu nennen, war wirklich ein bisschen weit hergeholt. Ein abgerissenes Stück Papier auf dem Vordersitz des Wagens, mit den Worten: Es tut mir leid, ich muss ... Das war alles. Aber er hatte keine Lust, seinen Partner anzumeckern, diesen Jungen, deshalb sagte er ruhig und gelassen: »Nichts ist offensichtlich, Vince. So ist unsere Aufgabe, klar? Nimm, was offensichtlich ist, und finde die Wahrheit heraus, die dahintersteckt. Die besten Morde der Welt sehen wie etwas anderes aus. Wenn das nicht so wäre, würde uns niemand brauchen.«

Giometti seufzte. Er schaute auf seine Uhr. »Carl, es ist halb zwölf. Der Kerl hat eine Pistole neben seinem Kopf. Es gibt ein Bekenntnis. Ich denke, hier ist wenig, was uns vermuten lassen könnte ...«

»Doch, wir können vermuten, dass du es dir mit deiner Frau gemütlich machen und mit deinem noch ungeborenen Kind spielen willst.« Ein Wagen fuhr auf den Parkplatz, dann noch einer. Wahrscheinlich Fotografen. Wenn das zutraf, war es Zeit zu gehen, aber er wollte erst noch seinen Standpunkt klarmachen.

»Hol bitte die Pistole, Vince, ja?«

Giometti ging die wenigen Schritte zum Wagen hinüber. Die Türen anderer Wagen wurden geöffnet und zugeschlagen. Griffin schaute hinüber, konnte aber außerhalb des Lichtes nichts erkennen.

Er öffnete die Tüte mit dem Reißverschluss, steckte einen Bleistift in den Lauf der Pistole und führte sie dann an seine Nase. »In Ordnung.

Mit der Pistole ist geschossen worden«, sagte er.

»Das wussten wir.«

»Wir wussten es nicht. Wir haben sie neben dem Toten gefunden und es vermutet. Und wir wissen es nicht sicher, bis das Labor sie bekommt. Aber«, er roch noch einmal an ihr, »sie riecht, als ob mit ihr geschossen worden wäre.«

Giometti verdrehte die Augen. »Ermitteln wir jetzt?«, fragte er und schaute sich nach dem Geräusch von Schritten um. »He, Abe.«

Glitsky nickte dem Jungen zu. »Ist das die Waffe?«, fragte er Griffin.

»Nein, es ist eine verfluchte Schlange. Was machst du hier?«

»Ich habe wahrscheinlich jemanden, der den Toten identifizieren kann.«

»Ja, wir auch.«

Glitsky drehte sich um. »Diz?«, sagte er halb fragend, halb auffordernd.

Ein zweiter Mann trat aus der Dunkelheit hervor. Er und Glitsky gingen zum Tuch hinüber. Sie knieten sich beide auf ein Knie nieder und Abe hielt eine Ecke des Tuchs hoch. Der Mann nahm seine Hand vor die Augen. Etwas in ihm schien zusammenzubrechen.

Glitsky sagte etwas, erhielt als Antwort ein Nicken und schlug dem Mann auf den Rücken, als er aufstand. Er ging schwermütig zu Griffin und Giometti zurück. »Positiv«, sagte er. »Hast du etwas dagegen, wenn ich mir die Waffe mal ansehe?«

Griffin reichte sie ihm mit dem Bleistift hinüber.

»Mit der Pistole ist geschossen worden«, sagte Giometti.

Glitsky schaute ihn kurz mit leerem Blick an, sah in den Lauf, betrachtete sie von hinten, schaute in die Kammern. »Ja, zweimal«, sagte er.

Hardy und Glitsky saßen in Plymouth auf dem Parkplatz. Die Heizung war sehr laut, hatte aber keine besonders große Auswirkung auf die Temperatur oder die beschlagenen Fensterscheiben. Das Einzige, was auf dem Parkplatz noch getan werden musste, war der Abtransport von Ed Cochrans Auto, und der Abschleppdienst war inzwischen da und kümmerte sich darum.

Glitsky kurbelte sein Fenster herunter und sah ohne große Begeisterung zu. Das war besser, als seinen Freund anzuschauen. Die beiden Männer hatten zusammengearbeitet, hatten ihren Spaß zusammen gehabt, sich verstanden, das aber meistens nur in der Freizeit. Wenn die Arbeit jemandem zusetzte, wurde Abe nervös.

Er schaute zu seinem Ex-Partner hinüber. Hardy lehnte an der Tür, den Arm auf dem Türgriff, den Ellbogen gebeugt, und mit einer Hand rieb er sich die Schläfen. Seine Augen waren geschlossen.

Der Mann vom Abschleppdienst kam herüber und fragte Glitsky, ob es noch etwas zu tun gebe.

Sie saßen im Auto und hörten das Geräusch des Abschleppwagens, das in der Stille der Nacht leiser wurde. Dann war da nur noch die Heizung, die sowieso nicht richtig funktionierte. Glitsky stellte den Motor ab.

Hardy stieß einen langen Seufzer aus und öffnete die Augen. »Du kannst dich einfach nicht verstecken, nicht wahr?«, fragte er. »Es kommt zurück und holt dich.«

Manchmal sagte Hardy so etwas. Wenn man zu ihm hielt, so viel wusste Glitsky, würde er sich dazu durchringen, Klartext zu reden. Aber diesmal sagte Hardy: »Zum Teufel, es ist gar nichts.«

Glitsky kurbelte sein Fenster hoch.

»Soll ich dich nach Hause fahren?«

Hardy schüttelte den Kopf. »Ich habe meinen Wagen, Abe.«

»Ja, ich weiß. Vielleicht möchtest du Gesellschaft haben.«

Hardy starrte auf die beschlagene Windschutzscheibe. »Nachdem Michael ...« Er sprach nicht weiter. Er rieb sich mit der Hand über ein Auge. Glitsky schaute wieder fort, ließ ihm den Freiraum. Michael war Hardys Sohn gewesen und als kleines Kind gestorben. »Wie dem auch sei, ich habe mir eingeredet, dass ich nie wieder solche beschissenen Gefühle haben würde.« Er schüttelte den Kopf, wie um ihn von diesen Gedanken freizumachen. »Wer würde Eddie umbringen wollen?«, fragte er.

Glitsky nickte nur. Das war immer die Frage. Und es war leichter, über Fälle zu reden, als irgendeinen Grund für den Tod eines geliebten Menschen zu finden. Glitsky nahm diesen Gedanken auf. »Hast du ihn

in letzter Zeit gesehen, diesen Eddie? Hat er etwas gesagt?«

»Was denn zum Beispiel? Ich habe ihn vor ein paar Wochen gesehen, bei ihm zu Hause. Er hat eine Menge gesagt.«

»Ich meine, irgendetwas, das auf Schwierigkeiten hinwies? Jemand, der sich über ihn geärgert hatte? Vielleicht war er selbst deprimiert?«

Hardy wandte seinen Blick vom Armaturenbrett ab. »Was meinst du mit ›deprimiert‹?«

Glitsky wurde in seinem Mantel kleiner. »Der Mann wird tot auf einem Parkplatz gefunden, mit einer Kugel im Kopf und einer Pistole in seiner Hand. Es ist möglich, dass er es selbst getan hat.«

Hardy nahm das auf und sagte: »Nein, ist es nicht.«

»In Ordnung, es war nur so ein Gedanke. Griffin wird auch darauf kommen.«

»Worauf? Ist er erst seit zwei Wochen bei der Polizei?« Er kurbelte das Fenster runter und schaute über den Parkplatz. »Niemand kommt an einen solchen Ort, um sich umzubringen. Hier bringen Leute andere hin, um sie umzubringen. Oder sie treffen sie hier und bringen sie um.«

Der Mond war nicht zu sehen. Der Nebel lag ruhig. Eine Straßenlaterne hinter ihnen warf ein mattes, grellgelbliches Licht auf den Parkplatz. Hardy hatte recht, dachte Glitsky. Dies war ein Richtplatz.

»Außerdem«, fuhr Hardy fort, »hätte Eddie sich nicht umgebracht. Er war nicht der Typ, wie man so schön sagt.«

Er schloss das Fenster wieder.

»Gut«, sagte Glitsky, »du hast ihn gekannt.«

»Vergiss es, Abe. So war es einfach nicht.«

»Ich will nicht streiten.«

Aber Hardy starrte wieder in die Ferne und hörte nicht zu. Plötzlich riss er die Wagentür auf. »Ich gehe besser.« Er drehte sich zu Abe um. »Ich werde mich wahrscheinlich melden.«

Hardy erreichte die Eingangstür der Bar, in der er arbeitete, und schob sich durch die Menge. Moses, der nicht nach Hause gegangen war, stand hinter der Bar. Die letzten sechs Gäste – vier an der Theke und zwei an einem Tisch – vertrieben sich die Zeit bis zur letzten Runde. Aus der Jukebox kam Willie Nelsons »Stardust«. Niemand spielte Darts.

Hardy stand einen Moment da und ließ die Szene auf sich einwirken. Sein Zuhause, wie es ein Ort nur sein konnte.

»Hallo, Diz.« Moses begann automatisch, ein Guinness für ihn zu zapfen.

»Was machst du denn hier?«

»Ich habe Lynne früh nach Hause geschickt. Hatte Lust, ein bisschen hinter der Theke zu stehen.«

Hardy zog einen Hocker vor die Zapfhähne. Er griff hinüber und schloss den Bierhahn. Das Glas war etwa dreiviertel voll.

»Was soll ich damit jetzt machen?«, fragte Moses. Sein vom Wetter gegerbtes Gesicht war übersät mit Lachfältchen, die in den nächsten Wochen wohl nicht viel zu tun bekommen würden. »Nimmst du wieder ab? Wenn du kein Guinness mehr trinkst, geht mein Laden den Bach runter.«

Hardy fiel nichts ein, was er sagen konnte. Er räusperte sich, nahm seine Kappe ab und legte sie auf die Theke. »Hast du heute Abend irgendetwas von Frannie gehört?«

Moses antwortete langsam: »Weißt du, es ist merkwürdig, sie rief an, vor vielleicht ...« Er brach seinen Satz ab. »Was ist passiert?«

Hardy hielt eine Hand hoch. »Sie ist in Ordnung.«

Moses atmete tief aus. Frannie stellte ungefähr neunzig Prozent von dem, was ihm wichtig war, dar. »Was dann?«

Hardy schaute ihm in die Augen. Gut, sprich es einfach aus, sagte er zu sich selbst. Aber Moses fragte: »Ist Eddie in Ordnung? Sie rief an, um zu fragen, ob er hier ist.«

»Wir müssen zu ihr fahren, Moses. Eddie ist tot.«

Moses bewegte sich nicht. Er kniff einen Moment lang die Augen zusammen. »Was meinst du?«, fragte er. »Tot?«

Hardy drehte sich auf seinem Hocker um und schlug auf die Theke. »In Ordnung, Männer, trinkt aus«, sagte er. »Wir schließen früher.« Er stand auf, ging hinter die Theke und bugsierte Moses auf den Hocker, der dort stand. Er hörte die Anfänge der üblichen dummen Klagen der Betrunkenen, dass sie die letzte Runde wollten und das ungerecht fänden. Er hob den Shillelagh, einen Knüppel, der am Ende eine geknotete Schleife hatte und aus einem halben Meter schwerer

Kentucky-Esche bestand, und ging rasch wieder vor die Theke.

Er schlug ein paarmal fest auf die Theke und überzeugte sich, dass er ihre Aufmerksamkeit gewonnen hatte. »Na gut, dann trinkt eben nicht aus. Wir haben geschlossen und ihr seid alle draußen. Sofort.«

Sie gingen. Hardy hatte den Stock schon mal benutzt und die meisten hatten es gesehen.

Er blickte zu Moses. »Lass uns gehen, Kumpel«, sagte er leise. »Lass uns gehen und es Frannie sagen.«